

## Paul sieht Rot

*Was genau Menschen wie der 34-Jährige fühlen und denken, bleibt Außenstehenden meist verborgen, denn Paul van Rood hat Schizophrenie. Für den Fotokünstler ist die Farbe Rot mehr als nur eine Farbe. Sie bestimmt die Höhen und Tiefen seines Lebens. Seit Jahren hat er seine Krankheit akribisch dokumentiert. Jetzt gewährt er zum ersten Mal Einblick in drei dicke Tagebücher.*

Von Christina Berndt, Süddeutsche Zeitung, 15./16.07.2017

*Endlich in Hongkong! Ich habe sie abgehängt. Ich weiß es. Ich könnte schreien vor Glück!*

Mit jedem Atemzug löst sich die beklemmende Enge in der Brust. Mit jedem Schritt schwindet die Todesangst. Endlich fühlt sich Paul van Rood wieder frei. Und dann gibt es auch noch so viel Rot in Hongkong: die Lampions, die Taxis und die roten Marlboro, die hier viele Leute rauchen, genau wie er. Wenn das kein gutes Zeichen ist – Rot ist seine Farbe.

Der Plan ist aufgegangen. Drei Flüge hatte er gebucht: München – London, München – Dubai, München – Hongkong. Wohin er tatsächlich fliegen würde? Kein Wort zu niemandem. Nicht einmal zu seiner Freundin. So groß war seine Angst.

Jetzt fühlt Rood sich, als hätte er Flügel. Endlich sind seine Gedanken still. Er trifft nette Menschen, feiert die Nacht durch. Doch das Glück währt nicht lange. Schon am Morgen kommen sie wieder, die grauenvollen Bilder. Und mit ihnen die Spione. Sie sind hinter ihm her, er weiß es genau, sie wollen ihn in eine Maschine verwandeln. Er darf jetzt auf keinen Fall aufgeben.

*Nicht einschlafen! Bloß nicht einschlafen. Sie sind schon dicht hinter mir. Ich spüre sie. Sie haben mich vergiftet. Konzentration! Einatmen, ausatmen.*

Mehrere Tage lang irrt Rood durch die Metropole Hongkong, völlig erschöpft und doch ohne ein Auge zuzutun. Sich irgendwo hinsetzen? Kurz ausruhen? Nicht einmal das wagt er. Wenn er nicht jeden Atemzug ganz bewusst tut, wenn er nicht jedes Heben und Senken seines Brustkorbs genau kontrolliert, wird er aufhören zu atmen. Dann ist er tot. Und sie haben gesiegt.

Wenn Paul van Rood, 34, blonde kurze Haare, blaue Augen, charmantes Lächeln, heute in seiner Zwei-Zimmer-Wohnung in München von damals erzählt, sagt er: „Ich war eigentlich nicht mehr in der Lage zu stehen oder zu laufen. Aber ich wusste zugleich: Ich würde kollabieren, wenn ich mich hinsetze. Es war wirklich das bizarrste und absolut brutalste Horrorgefühl, das ich je hatte. Ein lebendiger Albtraum.“

Damals, im Oktober 2013, hatte Rood seine bislang schwerste Psychose. In solchen Phasen schaffen sich die Erkrankten ihre eigene Realität. Natürlich waren keine Spione hinter ihm her. Was sollten sie auch von ihm wollen? Von einem um die Welt reisenden Multimediakünstler, einem freundlichen Kerl, der Besuchern die Tür aufhält, Kaffee und Kuchen bereitstellt und der die Farbe Rot liebt. So sehr, dass er seinen Künstlernamen danach gewählt hat. Weshalb sie ihn umbringen wollten, wusste Rood ja selbst nicht. Aber fast hätte er dabei wirklich den Tod gefunden.

Hunderttausende Menschen in Deutschland sind wie Paul van Rood an Schizophrenie erkrankt. Viele wähnen sich von fremden Mächten verfolgt. Doch was genau sie fühlen, wie sie während ihrer psychotischen Phasen denken, ist Außenstehenden kaum begreiflich. Roods Tagebuchaufzeichnungen sind deshalb besonders wertvoll. Seit Jahren dokumentiert er sein eigenes Leben akribisch. Er fotografiert, schreibt, hat sogar Gespräche mit seinem Psychiater mitgeschnitten.

Drei dicke Bücher sind daraus entstanden. Zwischen den Buchdeckeln: 17 Jahre Schizophrenie. Für die SZ hat er sie geöffnet. Er gewährt erstmals Einblicke in seine ebenso wahnhafte wie fantastische Welt.

Als die Schizophrenie seine Gedanken, seine Gefühle, sein Wesen zum ersten Mal kapert, ist er 17. Er reist gerade mit Freunden durch England, da erhalten seine Eltern einen verstörenden Anruf: Irgendetwas stimmt nicht mit ihrem Sohn, sagt einer

der Freunde. Er rede und rede, alles furchtbar wirres Zeug. Gleich am nächsten Tag ist der Vater da, um den Sohn zu holen. In einem kleinen Mietwagen fahren sie zum Londoner Flughafen, wo zufällig gerade der damalige US-Präsident Bill Clinton gelandet ist. Im Stau, mitten auf der Autobahn, steigt der Sohn zum Entsetzen seines Vaters plötzlich aus.

*Gleich kommen sie, um mich zu töten! Warum fahren wir mit diesem viel zu kleinen Auto zum Flughafen? Viel zu gefährlich! Ich will den Mercedes da drüben. Papa, lass uns den Mercedes nehmen! Da sind wir besser geschützt. Eine große Aufgabe wartet auf mich. Der Präsident wartet! Wir müssen die Welt retten!*

Zurück in München lautet die Diagnose der Ärzte: Schizophrenie. Später heißt es dann: „Bipolar plus“, weil zu seinen psychotischen Phasen noch Gemütsschwankungen zwischen Manie und Depression hinzukommen. Bipolar plus klingt besser, findet Rood, viel besser als Schizophrenie. Für die Eltern, für die Freunde, auch für Rood selbst ist die Diagnose ein Schock. Es gab keine Vorwarnung, keine Auffälligkeiten, niemand in der Familie hatte so etwas. Zack, auf einmal ist es da.

Die Neigung zu psychotischem Erleben wird dem Menschen mit den Genen mitgegeben. Aber ob die Krankheit am Ende ausbricht, entscheiden Einflüsse von außen. Wie Paul van Rood überfällt die erste Psychose die Betroffenen meist im jungen Erwachsenenalter, häufig im Ausland oder in ungewohnten Situationen. Früher begann eine Schizophrenie oft im Wehrdienst. Doch der Trigger muss nicht negativer Stress sein, auch etwas Schönes kann die Krankheit auslösen, eine neue Liebe zum Beispiel. In der Familie heißt es dann: „Die neue Freundin ist schuld an allem.“

Medizinisch gesehen stimmt das Zusammenspiel der Hormone im Gehirn nicht: Manche Nervenzellen produzieren zu viel Dopamin. Die antriebssteigernde Substanz stört die Verarbeitung von Informationen, erst recht, wenn Stresshormone dazukommen. Das Gehirn kann dann vieles nicht mehr einordnen. Es zimmert sich seine eigenen Erklärungen zurecht, Reales und Fiktion verschwimmen. Doch zugleich funktioniert das Gehirn auch in den psychotischen Phasen bestens. Ein Beleg dafür: Roods exakt geplante Flucht nach Hongkong. Genies wie Vincent van Gogh, Isaac Newton, Jean-Jacques Rousseau und der Mathematiknobelpreisträger John Forbes

Nash hatten Schizophrenie – und Feingeister wie Friedrich Hölderlin. Wochen oder Monate kann eine akute Episode anhalten. Dann hat die Schizophrenie den Patienten im Griff. Zwar verändert auch ein kaputter Meniskus, ein krankes Herz oder eine Depression das Leben eines Menschen, die Schizophrenie aber setzt in Teilen die Selbstbestimmung des Kranken außer Kraft. Manche Patienten werden aggressiv, versuchen mit aller Kraft, fremde Mächte zu besiegen. Andere spüren ungeahnte Kräfte und werden größtenwahnsinnig, und wieder andere meinen, die Krankheit sei die gerechte Strafe für ein verfehltes Leben. Die Schizophrenie zwingt sie, Aufträge zu erfüllen, viele wirken wie ferngesteuert. Man könnte fast sagen: In den kranken Episoden werden aus Menschen jene Maschinen, vor denen sich Rood in Hongkong so gefürchtet hat.

*Die Leute starren mich alle an. Vermutlich erkennt man schon, dass ich eine Maschine werde. Ich muss es verhindern. Ich muss weiter selber denken. Nicht zulassen, dass sie meine Gedanken steuern!*

In seiner Angst glaubt Rood Dinge, die unglaublich sind. Und tut sie auch. Britney Spears, U2-Sänger Bono, Adolf Hitler und Eva Braun – sie alle begleiten ihn während seiner Episode in Hongkong. Die Nazis sind die Bösen, aber gemeinsam mit Bono, dessen Engagement gegen Hunger und Aids er so schätzt, glaubt Rood die Pläne der Spione verhindern zu können. Diese haben längst angefangen, sich die Menschen untertan zu machen. Manche sind Maschinen geworden, andere liegen als Leichen auf den Straßen. Irgendwo in einer Wohnung wird Britney Spears festgehalten. Sie soll gefoltert und zum Mond geflogen werden. Er muss sie finden, dann wird alles gut. „Ich war in Hongkong fest davon überzeugt, dass ich ein Auserwählter bin, der die Welt zu einem besseren Ort machen würde“, sagt Rood. In eindeutiger Geste bewegt er dabei die rechte Hand vor seinem Gesicht hin und her. Er lächelt gequält. Vieles von dem, was damals geschah, ist ihm jetzt peinlich. „Das war vollkommen verrückt. Ich kann es heute selbst kaum glauben, aber all diese Gedanken, Ideen und Ängste haben sich absolut real angefühlt, hundert Prozent real.“

Britney Spears taucht häufig auf in seinen psychotischen Episoden. Der Sängerin fühlt er sich verbunden, seit sie sich im Jahr 2007 in einem Friseursalon in Los Angeles ihre langen blonden Haare abrasierte. „Verzweifelt und verwirrt“ sei

Spears gewesen, erzählte die Friseurin damals im Fernsehen. Rood fühlte mir ihr: „Mir tat es unendlich leid, wie die Öffentlichkeit mit der Künstlerin umging, wie ihr Privatleben zerpfückt wurde und den Menschen plötzlich bedeutender war als ihr Talent.“ Den Schädel rasieren, das macht er auch manchmal. Oft ist es kein gutes Zeichen, weil es dann gerade wieder losgeht mit den Filmen in seinem Kopf.

In Hongkong ist auch Rood kahl geschoren. Um Britney Spears zu retten, rennt er in einen Hauseingang, klingelt, schreit. Er ist nackt. Die Kleider hat er sich vom Leib gerissen. So will er zeigen, dass er ein Mensch ist und keine Maschine. Aber natürlich lässt niemand einen nackten, kahlen Mann ins Haus. Da kann Rood nicht mehr. Nach Tagen ohne Rast und Ruhe schwindet die letzte Energie aus seinem Körper. Er legt sich splitternackt auf eine Kreuzung – mitten in Hongkong.

Das Bizarre ist: Rood kann sich heute noch daran erinnern, wie merkwürdig die Menschen ihn damals fanden. Obwohl sein Gehirn eine eigene Realität erschaffen hatte, nahm er genau wahr, was um ihn herum passierte. In der echten Welt blickten die Menschen ihn merkwürdig an. In seinem Universum war das ein Beweis dafür, dass er zur Maschine wurde. In der echten Welt eilten Passanten herbei, schützten ihn vor den heranrasenden Autos, Sanitäter brachten ihn in eine Klinik. In Roods Universum taten diese Leute nur freundlich. Seine angeblichen Retter, das waren die Spione.

*Die wollen mich umbringen! Ich bin in ihrem Gebäude. Ich muss hier weg. Sofort! Ich werde über die Tische springen, so hab ich vielleicht eine Chance, ihnen zu entkommen. Jetzt!*

Immer wieder versucht Rood, aus der Klinik zu fliehen. Immer wieder fesseln die Ärzte ihn ans Bett. Acht verdammte Male. Er weiß es genau. Beim Blick aus dem Fenster entdeckt er ein Haus mit acht Stockwerken, da sagt er sich: „Wenn bei der achten Fixierung nichts passiert, dann tun sie mir nichts.“ An seinem rechten Arm trägt er heute ein Lederarmband, achtmal ist es gewickelt. Seit Hongkong ist die Acht seine Zahl, sie gibt ihm Halt.

Angst und Panik werden erträglicher, wenn sie mit Symbolen verknüpft werden. Das ist bei vielen Schizophrenie-Patienten so. Deshalb können Zahlen ein

Weg raus aus der Gefühlshölle sein. Ein Ausweg aus dem Wahn sind sie nicht. Bei Paul van Rood helfen in schweren Krankheitsphasen nur noch Medikamente, die in die Chemie seines Gehirns eingreifen. Das wissen auch Roods Eltern und seine Freundin. Während er durch Hongkong irrt, suchen sie voller Sorge nach ihm. Der Zustand seiner Wohnung in München lässt Schlimmes ahnen: Wände, Decken, Bett und Spiegel, alles mit gelber und roter Farbe vollgesprüht. In der Badewanne prangen riesige Großbuchstaben: „THIS IS IT“. Das ist es. Unter dem Fenster liegen furchteinflößende Installationen aus CDs und zerrissenen Puppen. Was, wenn Paul sich oder anderen im Wahn etwas antut? Der Mutter wird klar, dass sie schon vor der Abreise ihres Sohnes etwas von seinem akuten Zustand hätte bemerken können. „Auf der einen Seite umarmte er mich wie ein Judas“, wird sie später bei einem Gespräch in der Klinik sagen, „auf der anderen wie jemand, der nach Hilfe schreit.“

Doch wie sollen die Eltern ihren Sohn finden? Sie wissen nicht einmal, in welchem Land er ist. Sein Handy hat er aus Angst vor den Spionen längst zertrümmert. Nur einmal meldet er sich noch bei seiner Freundin. Wo er ist, will er ihr nicht sagen, aber er erzählt von einem blumengeschmückten Restaurant mit dem lustigen Namen „Hey Hey Kitchen“. Eine Google-Suche bringt die Freundin auf die richtige Fährte: Das Restaurant liegt im Western District von Hongkong. Eine Woche lang telefonieren die Eltern die Krankenhäuser der Stadt durch. Dann endlich finden sie Paul – in der Psychiatrie.

Abholen kommen sie ihn nicht. Rood nimmt ihnen das heute noch übel. Er selbst wählte seine Eltern damals schon tot, ermordet von den Spionen. „Ich hätte mich so gefreut, wenn sie gekommen wären. Gut möglich, dass ich sie erst einmal weggeschickt hätte, aber sie hätten es trotzdem immer wieder versuchen sollen.“

Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass der Sohn die Eltern hinauswirft. Oft schon hat er sie während seiner Psychosen angeschrien und extrem abweisend behandelt, zuletzt ein paar Jahre zuvor in New York. Dort saß Rood im Gefängnis, weil er aus dem Fenster eines Hochhauses Steine auf die Klimaanlage geworfen hatte. Er glaubte, so den Klimawandel bekämpfen zu müssen. Sein Vater war extra angereist, um ihn aus der Haft freizukaufen. Einmal hat er das Haus seiner Eltern verwüstet, Ölgemälde mit Edding bemalt, den Holztisch im Esszimmer ruiniert, die

Kühlerhaube des Autos zerkratzt. Fast hätte er das Haus angezündet. Aber dann hat er doch nur einen Benzinkanister gekauft, einen roten, hineingepinkelt und ihn auf den Flügel im Wohnzimmer gestellt.

Die Schizophrenie reißt Gräben zwischen Menschen – selbst zwischen solche, die einander lieben. Für Familie und Freunde ist sie oft ebenso grausam wie für die Betroffenen selbst. Josef Bäuml kennt sie alle, die Geschichten von Liebe und Verletzung, die sich zwischen den Kranken und ihren Nächsten abspielen. „Eltern und Partner können die extremen Handlungen nicht einordnen. Sie glauben, ihr Angehöriger wolle sie quälen“, sagt der Psychiater, der am Münchner Klinikum rechts der Isar die akutpsychiatrische Abteilung leitet.

Seit 20 Jahren schon arbeitet Bäuml mit Schizophrenie-Patienten – und immer auch mit deren Angehörigen. Er hat einen Ratgeber geschrieben, um ihnen klarzumachen, dass niemand an der Schizophrenie Schuld trägt, der Kranke nicht und auch nicht die Verwandten; dass der Krankheit vielmehr ein organisches Problem zugrunde liegt. Auch Roods Eltern hat Bäuml das eindringlich erklärt, für den jungen Mann war es ein Segen: „Früher haben meine Eltern gedacht, ich hätte Drogen genommen und die Krankheit so verursacht. Aber das stimmt nicht.“ Jetzt wüssten sie, dass er nichts dafür kann. Dennoch ist das Verhältnis zu seinen Eltern oft schwierig. Ebenso wie das zu Frauen. In jüngerer Zeit sind drei Beziehungen zerbrochen. Rood sagt: „Ich bin nicht einsam, aber ich fühle mich oft so.“

Eine Ärztin und ein Pfleger vom Malteser Hilfsdienst waren es schließlich, die Rood aus Hongkong nach München zurückbrachten – direkt in die geschlossene Abteilung von Professor Bäuml. Anfangs nannte Rood den Mann mit dem weißen Bart und dem kleinen Bauch nur abfällig „den Weihnachtsmann“. Mit ihm sprechen wollte er nicht. Während seiner Psychosen war er sich stets sicher, dass alle Ärzte Agenten waren, dass ihre Diagnose Teil eines Plans war. Sie hörten ihn ab. Jemand trug eine rote Uhr? Er fand einen leuchtend roten Schnuller im Park? Ganz klar: Die Agenten wollten ihm mit seiner Farbe ein Zeichen geben.

Inzwischen spricht Rood gerne mit Bäuml. Alle zwei Wochen kommt er zum Therapiegespräch. Die Sitzungen am runden, weißen Tisch in Bäumls Arbeitszimmer tun ihm gut, aber sie setzen ihm auch zu, vor allem, wenn er von den schlimmen

Psychosen der Vergangenheit erzählt – oder vom Verhältnis zu seinen Eltern, die stets besorgt sind. „Wenn ich mal ein bisschen gut drauf bin, denken sie gleich, ich könnte manisch werden.“ Er fühlt sich häufig unverstanden. Vater und Mutter haben viel für ihn getan, ohne Frage. „Mir tut es immer noch furchtbar leid, was sie durch meine Erkrankung durchmachen mussten.“ Aber sie haben ihn in seinen schlimmsten Momenten auch alleingelassen, etwa in der Klinik in Hongkong, wo er litt wie ein Hund. Bäuml spürt den Schmerz seines Patienten, springt auf, umarmt von hinten den jungen Mann, der verloren in seinem Stuhl sitzt. Grenzüberschreitung, ja. Aber manchmal hilft Reden nicht mehr.

Auch damals, bei ihrer ersten Begegnung, half Reden alleine nicht weiter. „Als er aus Hongkong kam, war er extrem feindselig und unzugänglich“, erinnert sich Bäuml. „Wir haben ihn fast niederringen müssen, pharmakologisch zumindest.“ Die Ärzte stellten ihn vor die Wahl: „Entweder Sie schlucken das, oder wir müssen Sie gegen Ihren Willen behandeln.“ Rood hat dann irgendwann mitgemacht.

Bis heute nimmt er ein ganzes Arsenal an Medikamenten. Monate hatte es gedauert, bis die Ärzte den richtigen Mix und die richtige Dosierung für ihn gefunden haben. Die eine Arznei vertreibt die Angst, die andere die Depression. Eine weitere nimmt er ein, wenn er das Gefühl hat: Es geht mir zu gut. Oder wenn er wieder anfängt, in Autokennzeichen Botschaften zu sehen. Akribisch achtet er darauf, dass er keine Pille und keine Spritze vergisst. „Fixiert zu sein, das sind entsetzliche Qualen“, sagt Rood. „Ich tue alles, damit es nicht wieder passiert.“

Um sich zu schützen, hat er zusätzlich zu Medikamenten und Psychotherapie noch eine ungewöhnliche Strategie entwickelt: Er studiert seine eigenen Tweets aufmerksam. Gibt es in den Kurzbotschaften, die er über Twitter verschickt, verräterische Anzeichen? Schreibt er wirres Zeug? War er gestern wirklich in Amsterdam? Mehrere Tweets setzt er pro Tag ab, aber kaum jemand kann sie lesen. Er twittert vor allem mit sich selbst. Genauer gesagt: mit zwei imaginären Freunden.

Er schreibt sich selbst, zu dritt? Ist das nicht, trotz aller Tabletten, doch noch ziemlich schizopren? „Das Setting ist schon ein bisschen crazy“, sagt Rood, lächelt unsicher und erklärt mit großem Ernst die verschiedenen Charaktere seiner Alter Egos, die alle eigene Biografien und sogar Geburtstage haben. Letztlich seien alle drei Teile



seines wirklichen Charakters. Der erste findet den zweiten manchmal nervig, ist aber auch fasziniert von seinen Gedanken. Der dritte ist sehr klug. „Er hat viel auf dem Kasten. Seine Kommentare und Fragen nehme ich sehr ernst.“

Er erzählt das so mitreißend und voller Überzeugung, dass die merkwürdige Dreifaltigkeit bald gar nicht mehr so seltsam wirkt. Die Twitter-Gespräche dienen Rood zur Selbstkontrolle. Und das ist auch nötig, denn die Krankheit lugt immer wieder hervor. Im echten Leben. Und auf Twitter.

*@paulvanrood – Es gibt gute und schlechte Tage. Und es gibt bipolare Tage. Das sind die schlimmsten! Es fühlt sich an, als ob deine Gefühle entführt wurden.*

Mit der Verordnung von Psychopharmaka sind andere Psychiater oft zurückhaltender als Josef Bäuml, die Anti-Psychiatrie-Bewegung setzt sich ohnehin gegen Medikation und Zwangsbehandlungen zur Wehr. Doch Bäuml ist von seinem Weg überzeugt: „Man darf die Schizophrenie nicht unterschätzen, man muss sie energisch behandeln.“ Das gelte vor allem für einen Patienten wie Rood, der um die Welt reist, ausgeht, feiert und öfter mal eine neue Freundin hat. „Wenn er sich nicht hinter Mauern zurückziehen will, braucht er einen inneren chemischen Schutzwall.“

Tatsächlich hatten andere Ärzte bei Rood zuvor kaum Erfolg: Jedes Jahr endeten ein bis zwei schwere Episoden mit Polizeieinsätzen oder Zwangsbehandlungen. Seit drei Jahren, seit Bäuml ihn behandelt, ist nun Ruhe. Für Rood ist das ein Segen, endlich kann er Pläne machen, muss nicht mehr so viel Angst vor sich selbst haben. Allerdings hat der Friede im Kopf seinen Preis: Wenn er nach der Kaffeetasse greift, zittert seine Hand, sein Mund ist trocken, oft steht ihm der Schweiß auf der Stirn – alles Nebenwirkungen der Medikamente.

Klar, viele seiner psychotischen Gedanken seien völlig verrückt, sagt Rood, aber gleichzeitig merkt man ihm an, dass er auch ein bisschen stolz darauf ist. Stolz, dass sein Gehirn fähig ist, sich so etwas auszudenken. Wer LSD oder Pilze nimmt, weiß, wodurch die Bilder im Kopf entstehen. Roods Gehirn kann das von ganz allein. „So entsetzlich vieles ist, diese Erlebniswelten sind auch bereichernd.“ Wer im Geiste mit Bono von U2 Afrika von Aids befreit oder Britney Spears vor einer Entführung zum Mond bewahrt, genießt das Fantastische daran.

Tatsächlich hat die Kraft seiner Wahnvorstellungen selbst den Psychiater Bäuml überrascht, obwohl der von seinen Patienten immer wieder die verrücktesten Geschichten zu hören bekommt und obwohl er weiß, dass die Kreativität von Menschen mit Schizophrenie in der Regel groß ist.

Berühmt ist die Sammlung Prinzhorn an der Universitätsklinik Heidelberg, wo der Kunsthistoriker und Psychiater Hans Prinzhorn bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ergreifende Bilder von Insassen psychiatrischer Anstalten gesammelt hat, die auf den Betrachter oft fremd und vertraut zugleich wirken.

Auch Rood mag beim Fotografieren am liebsten den Punkt, an dem Fantasie und Realität zusammenkommen. Mit seinen Fotos, die er von den unterschiedlichsten Orten der Erde über Instagram versendet, bildet er kleine Ausschnitte der Wirklichkeit ab, aus denen sich eine neue, oft überraschende Ästhetik ergibt. Seine eigene Person aber soll im Hintergrund stehen, er möchte als Künstler anonym bleiben, weil seine Bilder für sich sprechen sollen.

Mit der Fotografie hat Rood eine Möglichkeit gefunden, sich seine Krankheit zunutze zu machen. Die Farbe Rot spielt dabei eine besondere Rolle: „Dieses Rot, das mich immer verfolgt hat – ich bin mit ihm Freund geworden.“ Die Dinge, die er mal für Zeichen hielt, liegen inzwischen im Bücherregal in seinem Wohnzimmer: der rote Schnuller aus dem Park, ein Lippenstift, eine leere Getränkedose mit der Aufschrift „Let’s go to the Moon“.

Wo ist sie überhaupt, die Grenze zwischen Kunst und crazy? Noch heute bedauert Rood, dass seine Eltern den künstlerischen Wert seiner mit Edding überarbeiteten Ölgemälde damals nicht erkannt haben. „Es waren coole Sachen dabei.“ Doch die Eltern wollten die Zeugnisse der beängstigenden Krankheit nicht in ihrem Haus haben. Sie ließen die Originale sofort restaurieren, man sollte nichts mehr sehen vom Wahn des Sohnes.

Überdecken, überspielen, wegsperren: Schizophrenie ist Stigma. Immer noch. Ein Professor, der Paul van Rood eine Weile behandelte, sagte einmal: Es sei gelungen, Aids gesellschaftsfähig zu machen. Mit psychiatrischen Krankheiten werde das nie geschehen. „Stigmatisierender geht’s eigentlich nicht, ausgerechnet ein

Psychiater sagt so etwas“, empört sich Rood noch heute. Deshalb erzählt er seine Geschichte. Er will das Gegenteil beweisen. Seine Kampagne beginnt hier und jetzt, am Küchentisch in seiner Wohnung. Er atmet tief ein. Unter seinem grauen Sakko ist nun sein T-Shirt zu sehen. „Liebe das Leben“ steht darauf. Ein Klecks Rot ist auch dabei.